

**Aus:**

LARS KOCH, CHRISTER PETERSEN, JOSEPH VOGL (HG.)

## **Störfälle**

Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 2/2011

Dezember 2011, 166 Seiten, kart., 8,50 €, ISBN 978-3-8376-1856-3

Als es im März 2011 in Fukushima (Japan) zur AKW-Havarie kam, war dies der Beginn einer Störfall-Kaskade, die die Verletzlichkeit der globalisierten Welt schlaglichtartig vor Augen führte. Damit wird der Störfall zu einer eigenen Kategorie der Wissensproduktion, der Normalitätsvorstellungen irritiert und Praktiken der Evaluierung, Prozessierung und Prävention in Gang setzt.

In diesem Sinne fragt Heft 2/2011 der ZfK nach dem epistemologischen Status, nach politischen Dimensionen und ästhetischen Aneignungen des Störfalls.

Der Debattenteil des Heftes konzentriert sich auf Fragen nach der Autonomie der Migration.

**Lars Koch** (Dr.) ist Literaturwissenschaftler an der Universität Siegen.

**Christer Petersen** (Jun.-Prof. Dr.) ist als Medienwissenschaftler an der Technischen Universität Cottbus tätig.

**Joseph Vogl** (Prof. Dr.) hat einen Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literatur, Kulturwissenschaft und Medien an der Humboldt-Universität zu Berlin inne.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/ts1856/ts1856.php](http://www.transcript-verlag.de/ts1856/ts1856.php)

## Inhalt

<b>Störfall – Fluchtlinien einer Wissensfigur</b>	7
LARS KOCH, CHRISTER PETERSEN	
<b>Elektrische Spuren. Überlegungen zu einer Medien- und Wissensgeschichte technischer Störfälle</b>	13
CHRISTIAN KASSUNG	
<b>Störung als Normalfall</b>	27
CLAUS PIAS	
<b>Unglückliche Verkettung der Umstände. Sicherheitswissenschaft und Unfall</b>	45
EVA HORN	
<b>Die Beobachtung von Wirtschaftsstörungen</b>	53
URS STÄHELI	
<b>»Stolpern fördert.« Störfälle als Inspirationsquelle</b>	63
PETER MATUSSEK	
<b>Anthropologie als Störfall. Gesellschaftliche Bearbeitungen von Gewalt</b>	73
JÖRN AHRENS	
<b>»Ordo Naturae.« Aspekte einer wesentlichen Täuschung</b>	85
OLAF BRIESE	
<b>Störfall oder Weisheit der Natur? Der Massenselbstmord der Lemminge und die Demografie</b>	93
NIELS WERBER	
<b>Hirtot, untot, komatös – Störfälle zwischen Leben und Tod</b>	101
ÜLRIKE VEDDER	
<b><i>Leoparden küsst man nicht.</i> Zur Kinematographie des Störfalls</b>	113
LORENZ ENGELL	

<b>Netzstörungen. Erzählungen vom Ende der Netzwerke</b>	125
<hr/>	
SEBASTIAN GIEBMANN	

## **DEBATTE: AUTONOMIE DER MIGRATION**

<b>Debatte: Autonomie der Migration</b>	135
<hr/>	
BEATE BINDER, MORITZ EGE, ALEXA FÄRBER	

<b>Das »Spiel« der Autonomie der Migration</b>	139
<hr/>	
MANUELA BOJADŽIJEV	

<b>Repliken auf Manuela Bojadžijev und eine Gegenantwort</b>	147
<hr/>	
AYŞE ÇAĞLAR, NINA GLICK SCHILLER: Wider die Autonomie der Migration: Eine globale Perspektive auf migrantische Handlungsmacht 147   JOCHEN OLTMER: ›Autonomie der Migration‹ oder ›Eigen-Sinn‹ von Migrant*innen? 151   SANDRO MEZZADRA: Keine Freiheit ohne Bewegungsfreiheit 154   GABRIELE DIETZE: Den ›anderen‹ Polylog wahrnehmen 157   MANUELA BOJADŽIJEV: Replik 160	

<b>Die Autorinnen und Autoren</b>	163
<hr/>	

## Störfall – Fluchtlinien einer Wissensfigur

---

LARS KOCH, CHRISTER PETERSEN

Seitdem es am 11. März 2011 aufgrund von Erdbeben und Tsunami im Kernkraftwerk Fukushima Daiichi zunächst zum Ausfall wichtiger sicherheitstechnischer Systeme und in der Folge zu mehreren Kernschmelzen kam, erfreut sich der Begriff ›Störfall‹ nach Jahren des Schattendaseins neuerlich einer großen massenmedialen und politischen Prominenz. Zwar hatte man auch schon fünfundzwanzig Jahre zuvor in Charles Perrows Buch über *Normale Katastrophen* lernen können, dass die vielbeschworene Sicherheit moderner Kernkraftwerke eine Fiktion ist, da die enge Kopplung und Komplexität der einzelnen Systembausteine den Störfall – zumindest in Form des Futur II – immer schon systemisch mit produziert. Auch hätte man die fadenscheinige Renormalisierung der Ereignisse in Tschernobyl, die vor allem mit dem Hinweis auf die veraltete Reaktortechnik des ehemaligen Ostblocks argumentierte, als eine an Profitinteressen orientierte Verharmlosungsstrategie durchschauen können. Damals wie heute wurde die Abwiegung des systemimmanenten Risikos der Kerntechnik als scheinbare Ausnahme von der Regel wie als regulierbare Anomalie im Rahmen des generellen Betriebsablaufs gerade auch mittels der Störfallkategorie versucht. Störfälle, so die sedierende Botschaft, lassen sich kontrollieren, sie stellen das System nicht grundsätzlich in Frage, sondern sind stets nur Anlass für Optimierungsanstrengungen. Und statt sich mit der Verzeichnung periodisch wiederkehrender Störfälle in den Berichten der Atomaufsichtsbehörden zu begnügen, hätten sich die energiepolitischen Verantwortungsträger der Industriestaaten spätestens nach der Reaktorkatastrophe von Three Mile Island im Jahre 1979 die Frage nach der ethischen Vertretbarkeit dieser riskanten und letztlich bloß unter Ausrechnung der durch den ›Atom Müll‹ verursachten Folgekosten profitablen Technik stellen müssen. Jedoch erst die unscharfen und in Echtzeit übertragenen Bilder rauchender Trümmer aus dem Hochtechnologieland Japan schienen in der Lage, zumindest die deutsche Öffentlichkeit und die für Stimmungslagen sensiblen politischen Lager in der gesamten gesellschaftlichen Breite nachhaltig zu beeindrucken: Angesichts der augenscheinlichen Hilflosigkeit der Betreiberfirma

Tepco konnte man sich nicht mehr länger der Einsicht verwehren, dass die Rede von Sicherheit im Hinblick auf die ›nicht-trivialen‹ Systeme der Kerntechnik mehr als fragwürdig ist, dass Kühlmittelkreisläufe immer anfällig sind, und – auch hierauf hatte schon Perrow 1984 hingewiesen – dass mit der Abschaltung kritischer Reaktoren die Probleme noch lange nicht aufhören, sondern insbesondere die so genannten Abklingbecken einen ›hot spot‹ reaktortechnischer Sicherheitsarchitekturen darstellen.

Der Umstand, dass Tepco weiterhin auf der nicht erwartbaren, singulären Verknüpfung von Erdbeben, Springflut und atomarer Kettenreaktion beharrt, macht zudem den strategischen Einsatz der Störfall-Rede deutlich: Solange die Auslösung der atomaren Katastrophe der Zerstörung der Energieversorgung durch den Tsunami angelastet werden kann, bleibt eine auf dem Axiom der technischen Beherrschbarkeit von Kernenergie fußende Argumentationslogik unangetastet. Sollte aber die Zerstörung interner Systeme schon in Folge des Erdbebens zur Realisierung des ›Restrisikos‹ geführt haben, würde dies Konsequenzen für Reaktorstandorte weltweit fordern. Insofern ist der von der deutschen Politik vollzogene ›Ausstieg aus dem Ausstieg‹ trotz seiner augenscheinlichen wahl- und umfragetaktischen Imprägnierungen ein beredter Hinweis darauf, dass die andere Seite des Erwartbaren und Normalen im Umgang mit technischen Großsystemen nicht ohne weiteres ignoriert werden kann. So macht die Art und Weise, wie die deutsche Politik auf den japanischen Atom-Notstand reagierte, schlaglichtartig das nicht allein technische, sondern auch politische und kulturelle Verunsicherungspotenzial des japanischen Störfalls nachvollziehbar und zeigt auf, dass die im Umgang mit Großtechnologie praktizierte, risikoorientierte Modellierung von Zukunft die Gefahren des singulären Einzelereignisses in verharmlosenden Maße unterschätzt. Bundeskanzlerin Merkels Erklärung vom 12. März 2011, die Ereignisse in Japan seien ein »Einschnitt für die Welt«, lässt dabei erkennen, welche Verarbeitungsprozeduren im unwahrscheinlichen Falle des Falles in Kraft treten, insbesondere auch dort, wo es gar nicht um die direkten physischen Folgen des Störfalls und deren Beherrschung geht: Die Schockwellen der Störfall-Kaskaden von Fukushima weisen weit über den eigentlichen Katastrophenradius radioaktiver Verstrahlung hinaus, sie sind nicht allein technischer Art, sondern betreffen politische, kulturelle und soziale Normalitäten ebenso, weil sie vor Augen führen, dass die Vorstellung der Beherrschung der Natur durch Technik und der Technik durch diese selbst ein Phantasma ist.

Anders als die in semantischer Nachbarschaft angesiedelten Begriffe ›Unfall‹, ›Katastrophe‹ oder ›Krise‹ scheint der Störfall ein geringeres Maß an Selbstvidenz zu besitzen und bleibt als analytischer Begriff zudem meist auf Irritationen und Fehlentwicklungen im Kontext technischer Systeme beschränkt. Gleichwohl birgt die Störfall-Kategorie Bedeutungskomponenten, die sie von anderen Beschreibungsformeln unterscheidet und sie zum einen in der Logik eines modernen ›Gefahrensinns‹ wertvoll erscheinen lässt: Der Störfall verweist in seinem ambivalenten Changieren zwischen Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn paradigmatisch auf eine selbstinduzierte Vulnerabilität von modernen Gesell-

schaften. Dem entgegengestellt bietet der Störfall als Label zum anderen im Rahmen eines öffentlichkeitswirksamen Krisenmanagements Potentiale der Normalisierung und Abwiegelung von Gefahren, wenn diese in katastrophalen Störfällen manifest werden. Und nicht zuletzt erscheint der Störfall dort selbst als Normalität, wo er als Irritation, Anomalie oder Mutation, also letztlich als Störung, Prozeduralität und Entwicklung in Technik, Wissenschaft und Kultur erst ermöglicht. Dergestalt stellt der Störfall nicht allein technische Versorgungs- und Produktionssysteme in Frage, sondern betrifft zugleich auch die zunehmend nach Maßgabe technischer Systeme gestaltete, soziale und kulturelle Autopoiesis der Gesellschaft, so dass die Vielgestaltigkeit und Interdependenz von Gefährdungsmomenten mit Prozeduren technikwissenschaftlicher Risikomoderation allein nicht mehr adäquat zu erfassen ist. Vielmehr bedarf es einer kulturwissenschaftlichen Reflexionsarbeit, die die notwendige Sensibilität für die konstitutiven Voraussetzungen der Semiotik der sozialen und technischen Welt aufbringt und daher jene intermediären Zwischenräume struktureller Kopplung beobachten kann, in denen – auch hier ist Fukushima ein treffendes Beispiel – um den Geltungsanspruch verschiedener Systemrationalitäten gestritten wird.

Versteht man den Störfall allgemeiner noch als eine Unterbrechung des transzendental, geschichtlich oder normativ stabilisierten Kontinuums empirischer Regelmäßigkeiten, so wird das kulturwissenschaftliche Interesse offensichtlich, das in der Rekonstruktion der historischen Genese disziplinspezifischer Störfall-Lektüren ebenso liegt wie in der Perspektive auf konkrete Wirkungsverhältnisse, anhand derer in den einzelnen Wissensfeldern Beschreibungssemantiken etabliert und mit kommunikativer Anschlussfähigkeit versehen werden. Ist damit alleine schon eine thematische Breite des Störfalls als Wissensfigur abgesteckt, die einen enzyklopädischen Anspruch an das vorliegende Heft obsolet werden lässt, so erwächst der Diskursivierung der Störfall-Kategorie ein weiterer Komplexitätszugewinn aus dem zeitlichen Index, der für die Beobachtung von Störfällen charakteristisch ist: Was in Echtzeit zunächst als Unterbrechung, als Ausbleiben erwarteter und Eintreffen unerwünschter Ereignisse registriert wird, kann im zeitlichen Nachgang in einordnender Weise retroaktiv als notwendiger produktiver Fortgang einer Entwicklung gewertet werden. Dieses Moment einer zeitlichen Dehnung, die Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte in ein konflikitorisches Verhältnis zueinander bringt, lässt sich aber auch umkehren: In einem Kontinuum scheinbarer Normalität werden mitunter erst in zeitlicher Distanz retrospektiv Brüche und Irritationen beobachtbar, denen im Wissen um die weitere Entwicklung der Dinge die Qualität einer Verschiebung zugeschrieben wird.

Kombiniert der Störfall gleichsam als Kurzschluss von Ereignis und Beschreibung damit in eigentümlicher Weise die Nachträglichkeit der (epistemologischen, performativen und ästhetischen) Mustererkennung mit der Notwendigkeit weiterbearbeitender Zukunftsorientierung, so wird einerseits die Anschlussfähigkeit der Störfall-Kategorie an aktuelle kulturwissenschaftliche Debatten zur ›Performativität‹, ›Materialität‹ und ›Ereignishaftigkeit‹ von Kultur einsichtig, wie sich andererseits die Rückbindung der Störfall-Kategorie an

Überlegungen zu Risiko, Gefahr und Kontingenz aufdrängt. Mit Blick auf die westliche Moderne wird zudem deutlich: Der Störfall-Begriff steht gewissermaßen in einem Äquivalenzverhältnis zu einer politischen Regierungs- und sozialen Regulierungstechnik, die spätestens seit dem 18. Jahrhundert die Organisation von Welt und Gesellschaft auf der Grundlage von rational-wissenschaftlichen Steuerungs- und Selbststeuerungspraktiken prozessiert und um zentrale Begriffe wie Normalität, Kalkulierbarkeit und Sicherheit kreist. Auf einer Beobachterebene zweiter Ordnung eröffnet die Störfall-Kategorie mit ihrer Benennung von aus dem Rahmen fallenden Akteuren und Ereignissen dementsprechend einen ›parallax view‹ auf die symbolischen Grenzziehungen und sozialen Fiktionen der Gesellschaft: Die im Grenzbereich von Normalisierungsprozessen angesiedelten Störfälle erscheinen als prominente Anlässe gesellschaftlicher Selbstthematization, im Rahmen derer die Verhältnisse von Ordnung und Unordnung, von systemischen Ein- und Ausschlüssen, von Faktischem und Kontrafaktischem jeweils neu verhandelt werden. Störfälle irritieren dabei kulturelle Selbstbeschreibungsformeln ebenso wie sie diese stabilisieren. Sie konterkarieren nicht bloß tradierte kulturelle und technische Handlungsabläufe, sondern Störfälle motivieren im Zuge der Deskription ihres Verlaufs und ihrer Ursachen sowie in der Präskription von Strategien ihrer Vermeidung neue Kulturtechniken. Indem in der Beobachtung von Störfällen Erfahrung und Erwartung auseinanderfallen und Diskontinuitäten sichtbar werden, ermöglichen Störfall-Diskurse einen reflexiven Blick auf kulturelle Verarbeitungsroutinen und basale gesellschaftliche Muster. Aus diesem Grund ist der Störfall, verstanden als heuristischer, zwischen Kontingenzbewusstsein und Latenzschutz oszillierender Ernstfall, nicht mehr bloß als eine heterogene Unterbrechung im gelingenden Prozessieren unserer technischen, symbolischen und sozialen Systeme und Apparaturen zu begreifen, sondern eröffnet qua seiner Fähigkeit zur Irritation genau jene Spielräume, in denen sich Weltbezüge erneuern und gesellschaftliche Selbstbeschreibungsformeln reformulieren lassen.

Eng verbunden mit der semantischen Innovationskraft des Störfalls ist ein weiterer Aspekt, den man als ein undramatisches Moment ›kreativer Störung‹ fassen kann. Jenseits der großen Katastrophen und gefährvollen Breakdowns großtechnischer Systeme finden sich die vielen kleinen Störungen, die unseren Alltag bestimmen und ein ganz wesentlicher Teil unserer Normalität sind. Diese Störfälle – der Ausnahmefehler am PC etwa – haben eine andere Qualität, die sich kaum mit dem düsteren Angst-Potenzial großer Anomalien zu decken scheint. Offensichtlich hat das Eindringen des kleinen Störfalls ins Privatleben zu seiner Habitualisierung geführt. Dass Dinge nicht funktionieren, ist längst zum Regelfall geworden. Störungsanfälligkeit zu mindern, ist zwar ein Verkaufsargument, tatsächlich aber kein nachhaltiges Charakteristikum technischen Fortschritts. Das macht gerade auch die theoriegeleitete Relationierung von Technik und Ökonomie deutlich, wenn sich dort unter einer Vielzahl von Ansätzen mindestens zwei konkurrierende etabliert haben. So ist für die einen Stabilität – verstanden als irritationsfreie Reproduktion des Status quo – der Inbegriff von Stillstand, der wiederkehrende Störfall dagegen die Ermöglichungsbedingung

systemischer Selbsterneuerung. Da Störfall-Freiheit Konsum überflüssig und Wachstum hinfällig werden lassen, wäre ein stabiles System der Reibungslosigkeit gleichzusetzen mit dem innovationsinsuffizienten Systemtod. Für die anderen ist gerade die Abwesenheit von Krisen – auf makroökonomischer Ebene könnte man sie als systemische Störfälle bezeichnen – ein Zeichen kontinuierlichen Wachstums, eines ›steady state‹ dynamischer Stabilität des Konsums, der sich nicht primär aus der Kurzlebigkeit und Störungsanfälligkeit technischer Produkte, sondern aus dem technischen Fortschritt selbst speist: Was nicht schlicht konsumiert oder unbrauchbar wurde, wird durch ein vermeintlich verbessertes Nachfolgemodell ersetzt, ohne dass es anderer Signale bedürfte, die den eingeschungenen Zustand des Systems zu modifizieren hätten. Man denke in diesem Zusammenhang etwa an die ›Evolution‹ der mobilen Telekommunikation. Dergestalt perspektiviert, erscheint der Störfall nicht länger nur als zufällige Folge technischer oder sozialtechnologischer Fehlentwicklung, sondern im ersten Fall als eine Notwendigkeit, im zweiten als eine Normalität, die dem Fortschritt keinen Abbruch tut, sondern ihn vielmehr zusätzlich befeuert. Profiliert man dementsprechend Störfälle nicht als Resultat zufälliger Irrtümer oder unglücklicher Konstellationen, sondern als ein Geschehen programmatischer Destruktivität, wird endgültig die Polysemie des Störfall-Begriffs deutlich.

Wie die Kategorie des Störfalls – all dies zusammen genommen – im Hinblick auf Intensitäten, Räume und zeitliche Strukturen genau zu differenzieren ist, welche Wechselwirkungen von Epistemologie, Performanz und Ästhetik dabei Wirkung entfalten und welche technischen und ökonomischen, kulturellen und historischen Varianzen möglicherweise zu unterscheiden wären, sind Fragen, zu deren Beantwortung dieses Heft einen Beitrag liefern möchte. Die darin versammelten Texte kreisen nicht um den einen, paradigmatischen Störfall, sondern beleuchten historisch, kulturell und thematisch verschiedene Störfall-Ereignisse, die von den Autoren auf wiederkehrende Verarbeitungs- und Deutungsmuster hin befragt werden. Im besten Falle werden so auf dem Wege kreativer Überblendung Ansätze einer kognitiven Kartierung deutlich, die im Schnittpunkt von Epistemologie, Performanz und Ästhetik den Störfall als Figur der Wissensgeschichte profilieren.

Der Diskussionsteil zur »Autonomie der Migration« spiegelt in seiner postkolonialen Reflexion über den Zusammenhang von vermeintlich homogener Kultur und irritierendem Außen die für das gesamte Heft zentrale Frage nach Störungs- und Entstörungspraktiken, nach kulturellen Grenzverläufen und politischen Zonen der Normalität. Den Autoren dieses Heftes sei ebenso gedankt wie Alexa Färber für die Betreuung des Debattenteils und insbesondere auch Joseph Vogl, der uns als Mitherausgeber bei der Konzeption und Edition dieses Hefts zur Seite stand.